

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 16 (1926)
Heft: 22

Artikel: Strassenbilder und Reisegedanken aus London
Autor: F.S.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639389>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Das Parlamentsgebäude in London.

„Bedenke, daß dein Vater plötzlich sterben kann. Heute, morgen schon. Und glaube mir, daß deine Mutter dann alles versuchen wird, um uns auseinanderzubringen!“ Das sagte Martin hastig, mit abgewendetem Blick.

„Warum lassen wir uns denn nicht endlich trauen? Dann hätten wir doch nichts mehr zu fürchten?“ gab sie voll Bein und Mißmut zurück wie immer, wenn er auf ihre Mutter zu sprechen kam. Sie fühlte instinktiv, daß es nicht nur mütterlich-ehrergeizige Gründe waren, die Martin entgegenstanden, — war aber doch zu schwach und allzu sehr im Bann seiner überlegenen Natur, um den schlimmen Zweifeln nachzuforschen. Sogar sträubte sie sich mit eiferfüchtigem Trotz gegen so manche eigene Wahrnehmung im Elternhause, die sie zum Nachdenken zwang darüber, weshalb Martin die affallende Gunst ihrer Mutter verloren haben sollte. (Fortsetzung folgt.)

Straßenbilder und Reisegebanken aus London.

Woran liegt es, daß der Riesenverkehr dieser Stadt durch den bekanntesten Mann Londons, den Polizisten, so mühelos aufrecht erhalten werden kann? — Oft habe ich mir während meines Londoner Aufenthalts diese Frage gestellt, bin halbstundenlang an den Straßenecken gestanden und habe dabei Wagenführer, Fußgänger und Polizisten beobachtet.

Ich glaube, daß es der erzieherische Einfluß der Großstadt ist, der dieses Wunder zustande bringt. Denn ein Wunder ist dieser Großstadtverkehr tatsächlich.

Stellen Sie sich nur einmal einen Platz vor, auf den sieben Straßen einmünden, und der nicht größer ist als der Kornhausplatz in Bern. Ich zähle von meinem Standort aus 32 „Bus“ (spr. „Böf“), die sich hier innerhalb einer Minute kreuzen sollen, dazu etwa fünfmal so viele Autos, dazwischen mit schweren Pferden bespannte Lastwagen, dann Belos, und schließlich auch noch Fußgänger. Inmitten des Platzes stehen zwei Polizisten und leiten dieses ganze Getümmel in die richtigen Bahnen. Kürzlich nahm man dort eine Zählung der durchfahrenden Fahrzeuge vor und kam dabei auf 3000 in der Stunde, also nicht ganz

eines in der Sekunde... Dazu speien die Untergrundzüge, die hier halten, täglich 600mal ihre Ladungen von Fußgängern mitten im Platz aus.

Solcher Plätze gibt es in London mehr als einen, zählt doch die ganze Stadt 7½ Millionen Einwohner. Die Zahl ihrer Ordnungspolizisten beträgt dagegen nur 1100 Mann. Demnach müßte die Stadt Bern deren 17 aufweisen...

Allerdings kommen auch zu den Londoner Polizisten im engeren Sinn noch die des „größern Londons“, das 15 Meilen Umkreis vom Bahnhof Charing Cross aus umfaßt.

Was verstehe ich unter der Erziehung durch die Großstadt? Einige Straßenbilder zeigen das besser als psychologisch-pädagogische Ueberlegungen. Wir kommen durch eine der belebtesten Straßen. Plötzlich bleibt unser Blick erstaunt an einem seltsamen Bilde hängen: Etwa 200 Menschen sitzen auf kleinen Feldstühlen in einer Doppelreihe auf dem Trottoir eng an die Häuser geschmiegt, damit die Fußgänger trotzdem verkehren können. Vor

ihnen auf dem Rand des Trottoirs erzählt ein schlechtgekleideter und kränklich aussehender Mann auf- und abgehend mit Pathos und viel Sentimentalität Kriegserlebnisse. Niemand von den Fußgängern läßt sich heirren und steht still; alle gehen, sich kaum umsehend, vorbei. Wir zwei verdutzten Schweizer konnten allein keinen Volksauflauf produzieren — man stelle sich aber einmal in Bern das Gedränge um einen solchen Redner vor — ganz abgesehen von den 200 Leuten auf den Feldstühlen.

„Aber warum sitzen die denn da?“ fragt der geneigte Leser.

Nun, „for only 6 weeks“, „für nur 6 Wochen“ spielte man „die heilige Johanna“ von Bernard Shaw allnachtsmittäglich und allabendlich, vor je etwa 2000 Menschen, und diese 200 hier warteten, vielleicht stundenlang, hier vor dem Theater auf die Billette. (Wenn das der Verwaltungsrat unseres Stadttheaters gesehen hätte!)

Ein andermal, es war unweit des Hyde Parkes, hatten an einem Sonntagnachmittag die englischen Faschisten eine Versammlung. Das Volk ist ihnen spinnefeind und bald hatte sich eine große Volksmenge eingefunden, um „sie zu sehen“. Was tat die Polizei? Ein Mann stellte sich ganz still vor dem Hause auf und hielt das Trottoir frei, so daß die Faschisten ungestört ein- und ausgehen konnten und ein Fußgängerweg frei blieb. Als ich dort vorbeikam und die übliche bernische Reugier durch Stehenbleiben vor der Haustür und Hineingucken in den Hausgang bezeugen wollte, sagte der Polizist, den ich erst gar nicht beachtet hatte, dreimal hintereinander im stets gleichen Tone zu mir: Go along! (Weitergehen!) Die zwei ersten Male wurden mir erst nachträglich bewußt, da das komische Getue der Faschisten mit ihrem sonderbaren Grüßen meine Aufmerksamkeit ganz gefangen genommen hatte. Der Polizist hatte das bemerkt; ein Schweizer Diener der Ordnung würde mich das dritte Mal einfach angeschrien oder gar angestoßen haben, der Engländer stellt fest: der Mann hört nichts, also sagt man es ihm noch einmal und dann nochmals.

So sabditisch sich die Engländer gelegentlich zeigen können, so wenig sucht die Polizei Anlaß, jemanden zu strafen oder zu „erwischen“.

Einem Passagier oben auf der Plattform eines „Bus“ fällt sein Hut, ein „Koks“, wie wir diese, in England sehr verbreitete Hutform nennen, auf die Straße und ausgerechnet vor einen Tramwagen, der ihn mit seinem Fangnetz vor sich herschiebt. Der Tramführer hält — es ist

mitten auf einer Themsebrücke! — der Busführer hält auch, der Passagier klettert vom Bus, holt sich den Hut und steigt wieder auf.

Ist es in Bern gestattet, ohne „Begrüßung der zuständigen Instanz“, mit dem Tram auf offener Straße zu halten? Dies die erste Frage. Und die zweite: Würden beide halten? — Vielleicht nicht, vielleicht doch — aber es wäre nichts Selbstverständliches, wie es in London allen Beteiligten und Zuschauern zu sein schien.

Ich stehe auf dem Randstein des Trottoirs. Ein Busführer sieht mich, schon fährt er langsamer, ich winke erschreckt mit der Hand zum Weiterfahren, denn ich will gar nicht aufsteigen; er nickt mir zu und fährt im alten Tempo vorbei.

Wie ist dieses Tempo? Es ist rasch, und dabei eigentümlich einheitlich, ausgeglichen. Eigentümlich ist, nebenbei bemerkt, der Verkehrslärm in Londons Hauptstraßen: es verschwimmt alles in ein Gesamtsurren und -tosen, daß er gar nicht so stark zu sein scheint! Erst wenn man mit jemandem sprechen will, merkt man plötzlich, daß die eigene Stimme hier nur noch ganz schwach klingt. Der Lärm verschluckt sie und man gewöhnt sich bald unmerklich daran, seinen Mund dem Ohr des Angeredeten zu nähern und begreift dann auch die seltsame Stellung, die die Polizisten einnehmen, sobald sie von einem Fußgänger um Rat gefragt werden, was alle Augenblicke vorkommt. Die Polizisten sind nun einmal die Großmütter im Londoner Leben, die „alles“ wissen. Sobald sie etwas gefragt werden, beugen sie sich zum Fragenden und neigen den Kopf ganz zum Mund des Sprechenden, um ihn möglichst rasch und mühelos zu verstehen. Der Londoner Lärm erinnerte mich immer wieder an die Verse Grillparzers: „Und ferne hör ich, wie ein brausend Meer, die Stadt, die völkerwimmelnde, ertosen.“ Einmal lag ich mitten im Hydepark im Rasen. Rings herum sah ich keine Häuser; die Alleeabäume deckten sie. Aber der Lärm des Verkehrs hörte sich genau an wie das Tosen eines schweren Hagelwetters. Oder als ich das erstmal nachts erwachte, dachte ich noch im Halbschlaf: „Der Föhn geht fürchterlich; der pukt jetzt den Schnee weg, daß es endlich einmal wärmer wird.“ — Und als



Londoner Polizeimann.

ich vollends erwacht war, da merkte ich erst, daß es der Lärm von der Custon-Straße her war, den ich für einen Föhnsturm hielt, weil er unser Hotel erschütterte, daß die



Die Fleet-Street in London.

Fenster zeitweise klapperten! (Uebrigens eine andere Eigentümlichkeit Londons: ich habe hier keinen einzigen „Fensterflügel“ gesehen; die Fenster werden alle herauf- oder heruntergeschoben wie in unsern Eisenbahnwagen. Es fehlen auch die Fensterladen; an ihrer Stelle hat man Zuggardinen, in ärmeren Bezirken einfach Rollgardinen. Das gibt den Straßen, besonders in den Arbeitervierteln, etwas Kahles, Aermlisches und Düsteres.)

Ein letztes Bild: Im Hydepark stehen allsonntäglich, wie bei uns die Jahrmaktbuden, hier Rednerpulte, kaum wenige Schritte auseinander, und Redner predigen von jedem aus zu der auf- und abflutenden Menge: ein Jahrmak der Gedanken und Ideen. Ein Indier spricht für die Befreiung der Indier, ein katholischer Pfarrer hat ein Kreuzifix aufgepflanzt und spricht für die Papstkirche, ein anderer in hohem Zylinder tritt für irgend etwas Konservatives ein, Kommunisten und Labourparty neben Heilsarmee und Heidenmission fehlen nicht. Oft entspinnen sich eifrige und geradezu erregte Diskussionen, die aber bald in fast freundschaftlicher Weise abgebrochen werden.

Wie soll man das alles in wenigen Worten zusammenfassen? Es ist der Geist einer bestimmten befreienden Verantwortungslosigkeit, verbunden mit dem Gefühl, daß diese Verantwortungslosigkeit und Freiheit nur aufrecht zu erhalten ist unter ganz bestimmten Regeln. Man fügt sich wie ein Mädchen ins Getriebe der Stadt, im sichern Gefühl, daß es einem am besten geht, wenn man ruhig und ohne nach links und rechts zu sehen seinen Weg geht. Man kauft sich seine vollständige Freiheit um die Annahme von etwas mehr Rücksichtnahme auf andere, eine größere Rücksichtnahme als sie bei uns üblich ist, die aber keineswegs, wie in Kleinstädten wie Zürich oder Bern auch schon auf Dank oder mehr Anspruch macht.

Deshalb kann man in Großstädten viel besser „allein“ bleiben als in einer kleinen Stadt, und doch nimmt man hier viel mehr Rücksicht auf die Gesamtheit.

Wenige Tage vor Ausbruch des Generalstreiks kamen wir ins Parlament. Wie das Gericht, ist es eine seltsame

Mischung von Mittelalter und Neuzeit. Nur ein Beispiel: um einen bestimmten Antrag zu stellen muß der Volksvertreter sitzen und einen Hut auf dem Kopf haben, sonst gilt der Antrag nicht! Oder: der Präsident des Oberhauses sitzt nicht etwa auf einem Stuhl, sondern auf dem „Wool-sack“, einer dicken — Matratze, die auf dem Boden liegt. Dagegen haben die Vertreter des Oberhauses ein Telephon an ihren Sitzen; wofür im Unterhaus für 165 von den 615 Vertretern die Sitzgelegenheiten fehlen, so daß sie nach den Neuwahlen tagelang anstehen, um sich einen Sitzplatz für die kommende Amtsdauer zu erringen! So wachsen da in seltsamster Weise altüberlieferte Gebräuche mit modernsten Einrichtungen. Und wie hier, so ist es überall in England: wir kennen dieses Volk eigentlich noch recht wenig und verstehen es noch seltener. F. Sch.

Wenn die Linden blühen.

Ja, wenn die Linden blühen, ist vieles möglich und bis alle 250 Warten, die wir von den Linden kennen, ihre letzten, angenehmen, wie Arznei wirkenden Düste verbreitet haben, kann sich vieles ändern sowohl beim Einzelnen als auch bei ganzen Völkern. Bis dann können liebe Menschen dahinsterven auf schwerem Krankenlager oder auf jähe Art und Weise, die die Angehörigen treffen kann wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Wenn die Linden blühen, gehen wir über in das zweite Halbjahr, in welchem die Tage anfangs wärmer und bald wieder kürzer werden; wo langsam der farbenreiche Herbst in das Land hereinkommt und noch brät, was der Monat August gekocht hat. Blüht nur ihr lieblichen Lindenbäume, gebt süßen Nektar den fleißigen Bienen, der kranken Menschheit einen gesundmachenden Tee aus den Blüten. Die Linde blüht und spendet reichlich Schatten zur warmen Sommerszeit. Unweit davon blühen in den Getreidefeldern der feuerrote Mohn und die violette Kornblume. Das prachtvolle Roggenfeld wird vom kühlen Abendwind wellend gebläht und nebenan schließt der blühende Klee die Blütenköpfe zu. Aus dem wogenden Getreidefeld läßt die Wachtel ihr „dankte Gott“ und „fürchte Gott“ erschallen im rhythmischen Tone. Wenn die Linden blühen, ist für viele Leute Ferienzeit. Sie verlassen gerne ihre Arbeit für einige Wochen und Tage. Steden sich als Ziel die wunderbaren Gebiete, an denen die Schweiz so reich ist. Man wählt sich einen ruhigen, erholungsbringenden Ort, sei es im lieblichen Boralpengebiet, an den Gestaden unserer herrlichen Seen, oder man traxt herum an toten, steilen, gefahrbringenden Schneebergen oder gährenden Gletscherpaltten, die dem Menschen so vieles zu sagen wissen. Im Tale hat der Bauer das duftende Heu unter Dach und Fach gebracht. In den höhern Lagen sind die Leute eben daran, das durch die intensive Sonnenbestrahlung viel gehaltreichere und aromatischere Bergheu zu dörren für das liebe Vieh im Winter. Steigen wir noch höher, durch harzduftende Wälder, triechenden Bergwachholder, so tönt das liebliche Herdengeläute der Alptiere an unser Ohr. Hoch oben, so viel dem Himmel näher, weilt über Sommer hie oben der Aelpler mit den ihm anvertrauten Tieren. Er genießt das viel besungene Aelplerleben, um das ihn Tausende von Menschen beneiden, die ihre Wohnstätten weit unten haben im lärmenden Getriebe der Welt und wo Hochkamme mit dem Rauch die Luft verpesten. Und noch weiter oben arbeitet unter Todesgefahr am schwindelnden Abgrund der Wildheuer und hie und da sichert ein Murrelter mit seinem gellenden Pfiff. Steigen wir herab von Bergeshöhe ins düstere Tal, so blühen noch immer die Linden. Abendfriede, Abendruhe in weiter Stille! Wenn die Linden blühen, blüht allerorts das heilkräftige Johanneskraut. Es zirpt die Grille bei beginnender Dämmerstunde und bringt Abwechslung, nachdem der Abendgesang der Vögel verstummt ist und die Lerche nach dem Jakobitag überhaupt nur noch selten zu hören ist. Am

Horizont bäumen sich schwergeladene Gewitterwolken, die den Pflanzen das köstliche Raß bringen und den Menschen angenehme Kühlung. Aber am Morgen blühen wieder von neuem die Lindenbäume und noch viel reiner ist ihr liebeviele Menschen aber achten nicht blühende Linden und Rosen! Zeit, wo in zahllosen Farben und Formen sie ihre Kelche öffnen und Wolken berauschenden Duftes verbreiten. Wie viele Menschen aber achten nicht blühende Linden und Rosen. Müde, abgestumpft hasten sie dahin und machen sich Sorgen um raffendes Verdienen und vergessen so leicht: „Noch ist die blühende goldene Zeit, noch sind die Tage der Rosen.“

Wenn die Linden blühen, beschleicht mich ein heimliches Sehnen. Zur Blütezeit der Linden wurde mir auf jähe Art und Weise ein lieber Freund dahingerafft, mitten im vollen Leben, mitten aus strenger Arbeit und im Mund noch drei Blätter der Linde und drei blühende Lindenblüten.

Ja, wenn die Linden blühen, ist vieles, vieles möglich.
J. Meier.

Zwei Gedichte von Helmut Schilling.

Glaube an die Schönheit.

Blic' ich lange in die Sonne,
Ist mein Auge Glanzes voll,
Ist geblendet, voller Wonne,
Sieht nicht, was es schauen soll.

Sieht nicht all die dunkeln Schatten,
Die an meinem Wege stehn;
Kann nur strahlend helle Matten
Unter lichter Sonne sehn.

Also kann ich oftmals blieden
In die Schönheit, in das Licht;
Und wenn Nebel mich umstriden,
Bin ich glücklich, seh' sie nicht.

Das ist dann ein tief Empfinden,
Da ich Schönheit schauen kann,
Die die andern selten finden; —
Denn sie glauben nicht daran!

Auf hohem Turme ...

Auf hohem Turme steh' ich, mitten in der Stadt,
Erblide staunend, was der Mensch erschaffen hat,
Was er durch harte Arbeit, sauren Schweiß gewann:
Die Stadt, ob der schon manch Jahrhundert still verrann.

Es ist das Werk, das durch der Menschen Kraft entstand,
Ein Felsenhort in weitem, endlos grünem Land. —
Mein Blic' ist starr. Das schufen Menschen, so wie ich!
Mein Auge trinkt, genießt; — doch jezt verliert es sich:

Vom starren Mauerwerk schaut es auf weite Au'n,
Ein schlichtes Grün; doch schön und herrlich anzuschau'n.
Vom hohen Turme seh' ich nach den Feldern hin,
Ich fühle Sehnsucht, die mich möchte fernwärts zieh'n.

Nach jenem Werke, das kein Mensch noch je vollbracht,
Das endlos weit sich dehnt in schlicht vollkomm'ner Pracht,
Der Menschheit fern, die lächerliches Selbstlob hegt,
Da sie den Kieselstein auf sammt'nen Teppich legt.

Religiöses aus Asien.

Von U. W. Züricher.

Der Rotapfelverlag hat es sich zur Aufgabe gemacht, uns mit den religiösen Strömungen des heutigen Asiens auf dem Laufenden zu halten. Und zweifellos ist das Interesse groß, denn sonst könnte nicht in rascher Reihenfolge Buch um Buch erscheinen. Die religiöse Unruhe unserer Zeit drängt zwar nicht unbedingt nach neuen, aber doch nach